

ANNETTE SCHÄFER
Wir sind, was wir haben

ANNETTE SCHÄFER

Wir sind, was wir haben

Die tiefere Bedeutung der Dinge
für unser Leben

Deutsche Verlags-Anstalt

Für meine Mutter
Ursula Schäfer

INHALT

EINLEITUNG

- 7 Warum die Beziehung zu Dingen
so faszinierend ist

KAPITEL 1

- 14 »Alles weg« und andere Katastrophen

KAPITEL 2

- 36 Dinge und Selbst: Warum wir sind,
was wir haben

KAPITEL 3

- 59 Wie es anfängt: Von echten und
digitalen Schmusedecken

KAPITEL 4

- 77 Sachen für Erwachsene: Die Liebe zählt –
und der Sportwagen

KAPITEL 5

- 99 Das Seniorenalter: Man kann nichts
mit ins Grab nehmen

KAPITEL 6

- 121 Vielsagender Besitz – was Dinge über
ihre Besitzer verraten

Inhalt

KAPITEL 7

- 139 Sammler: Zwischen Leidenschaft
und Obsession

KAPITEL 8

- 163 Können Besitztümer (un)glücklich machen?

KAPITEL 9

- 183 Von Dingen Abschied nehmen

ZUM SCHLUSS

- 205 Eine Geschichte über Verlust und Neuanfang
- 217 Dank
- 219 Anmerkungen
- 234 Literatur
- 248 Sach- und Personenregister

EINLEITUNG

Warum die Beziehung zu Dingen so faszinierend ist

Die Beziehung zwischen Mensch und Ding hat mich schon immer fasziniert. Als mein Vater vor einigen Jahren überraschend verstarb, bestand eine meiner ersten Trauerhandlungen darin, Sachen, die er mir geschenkt hat oder die ihm gehörten, in einer »Erinnerungskiste« zusammenzutragen: Tuschezeichnungen, die er von einer China-reise mitgebracht hat, eine Armbanduhr, die eine meiner frühesten Kindheitserinnerungen an ihn ist, seinen Notizblock, in den er immer mit einem Drehbleistift schrieb. Mir kam es so vor, als würde ich mit diesen Objekten einen Teil von ihm in Händen halten.

Wenn ich zu anderen nach Hause eingeladen werde, lasse ich mich gerne vom Krimskrams in ihren Wohnungen überraschen. Wer hätte gedacht, dass die Freundin, die immer so nüchtern wirkt, eine umfangreiche Sammlung alter Puppen besitzt? Oder dass der Kollege, der seit Jahren nicht mehr mit seinen Eltern spricht, seinen Kaminsims mit zahlreichen Kindheits- und Familienfotos bestückt hat?

Gegenüber meinen eigenen Habseligkeiten habe ich ein ambivalentes Verhältnis. Ich liebe viele Dinge, die ich besitze: den kleinen gelb-roten Parfümflakon aus Murano-Glas, der mich an einen romantischen Urlaub in Venedig erinnert; die

Kommode im Apothekerstil, eines der ersten Möbelstücke, die mein Mann und ich gemeinsam gekauft haben; die abgenutzte Yogamatte, mit der ich schon um die ganze Welt gereist bin; die Aquarellfarben, mit denen ich zugegebenermaßen seit Jahren nicht mehr gemalt habe. Auf der anderen Seite habe ich ausgeprägte Feng-Shui-Züge. Ich kann es nicht leiden, wenn Schubladen und Regale überquellen, und es gelingt mir erst dann, an einem neuen Buch zu arbeiten, wenn die Materialien für das alte entsorgt sind. Schränke aufzuräumen ist für mich manchmal eine regelrechte Notwendigkeit. So wie es Tage gibt, an denen man morgens in den Spiegel schaut und weiß, heute *muss* ich zum Friseur, so kann mich auch von jetzt auf gleich die Ausmisteritis befallen. Es ist dieses Spannungsverhältnis aus Verbundenheit und Loslassen, das Besitztümer für mich persönlich so faszinierend macht.

Aber in diesem Buch geht es um viel mehr als darum, ob man Sachen behält oder loswerden will. Wenn man sich der Frage nach der Bedeutung der Dinge für unser Leben systematisch nähert, stößt man auf vielschichtige und verblüffende Aspekte. Viele Menschen, mit denen ich über dieses Buchprojekt gesprochen habe, waren zunächst erstaunt zu hören, welches Spektrum an Themen es berührt und wie viel wissenschaftliche Forschung es dazu gibt. Dann fing fast jeder an, Bezüge zum eigenen Leben herzustellen und von seinen geliebten Objekten zu erzählen. Die Beziehung zu den eigenen Besitztümern ist ein Thema, das immer mehr an Tiefe und Vielfältigkeit gewinnt, je länger man sich damit befasst. Egal ob Kleinkind, Student, Mittvierziger oder Senior, jeder Mensch hat Gegenstände, an denen das Herz hängt. Das Verhältnis, das man zu Dingen pflegt, berührt zutiefst persönliche Fragen: Identität und Selbstbild, die soziale Zugehörigkeit, Lebensgestaltung und Lebensgefühl, die eigene Geschichte.

Es gibt so viele interessante Aspekte, dass man fast gar nicht weiß, wo man anfangen soll: Ist die Liebe für ein Auto und die Trauer um einen verloren gegangenen Ehering mit den Emotionen zu vergleichen, die wir für Menschen empfinden? Warum ist es für Kleinkinder so wichtig, einen Lieblingst Teddy oder ein Schmusetuch zu haben? Was geht in Menschen vor, die ihren Besitz durch Naturkatastrophen oder Diebstahl verloren haben? Wie verändert sich die Bedeutung von materiellen Objekten im Lebensverlauf? Welche Dinge sind für Frauen wichtig, an welchen Gegenständen hängen Männer besonders, und wie lassen sich die Unterschiede erklären? Auf welche Weise beeinflusst die moderne Konsumgesellschaft unser Verhältnis zu Dingen? Was passiert mit den Sachen eines Menschen, wenn sein Leben zu Ende geht, und wie geht ein Sterbender mit dieser Frage um?

Die jüngste Wirtschaftskrise hat viele Menschen dazu gezwungen, ihren Konsum zurückzuschrauben. Mancher hat dabei festgestellt, dass die Einschränkungen, so schmerzlich sie zunächst schienen, auf die Psyche durchaus positiv wirkten. Solche Erfahrungen werfen weitere interessante Fragen auf: Wie viele Dinge braucht man für ein befriedigendes Leben? Welchen Unterschied macht es für das eigene Wohlbefinden, ob man viele oder wenige Sachen hat, mit Luxusgütern oder altem Kram lebt? Können zu viele Besitztümer vielleicht sogar unglücklich machen?

Literaten fasziniert die Beziehung zwischen Menschen und Dingen seit langem. In *Frau Jenny Treibel* beschrieb Theodor Fontane, was das übermäßige Streben nach Besitz und materiellem Status mit Menschen macht. Im Roman *Die Dinge (Les Choses)* des französischen Autors Georges Perec lernt der Leser die Protagonisten fast ausschließlich über die

Beschreibung ihrer tatsächlichen oder erträumten Besitztümer kennen. Auch Historiker und Philosophen, Industriedesigner und Architekten, Volkswirte und Juristen haben sich des Themas angenommen.

Ich finde die psychologische Perspektive besonders interessant. Seit ihren Anfängen als Wissenschaft hat sich die »Seelenkunde« mit der engen Beziehung zwischen Mensch und Besitz befasst. William James, einer der Väter der Disziplin, betonte bereits 1890, wie stark Besitztümer das Identitätsgefühl und Selbstbewusstsein eines Menschen prägen. Befürworter von Instinkttheorien sahen menschliches Besitzstreben als ein angeborenes, biologisch verankertes Phänomen und verglichen es mit dem Horten von Nahrung oder »Nestbaumaterial« bei Tieren. Frühe psychoanalytische Autoren betrachteten materielle Objekte als Träger unterdrückter Gefühle und postulierten, die Beziehung zu Dingen habe ihren Ursprung in schmerzhaften Kindheitserfahrungen. Der amerikanische Sozialpsychologe George Herbert Mead wiederum verstand Dinge als Partner in »symbolischen Interaktionen«: Genauso wie Menschen können auch Sachen als imaginäres Gegenüber dienen, dessen Perspektive man einnehmen und sich so selbst besser verstehen kann. Und natürlich darf man Erich Fromm nicht vergessen. In *Haben oder Sein*, ein Buch, das zum internationalen Bestseller wurde, kritisierte der Sozialpsychologe und Psychoanalytiker den in der bürgerlichen Gesellschaft vorherrschenden »Haben-Modus«, der, wie er warnte, zu einem unbefriedigenden und an »toter« Materie orientierten Leben führe.

Es soll nicht der Eindruck erweckt werden, als ob die Beziehung zwischen Menschen und Sachen ein zentraler Forschungsgegenstand von Psychologen wäre. Man kann

sogar den Eindruck gewinnen, dass mancher Vertreter der Disziplin ein ambivalentes Verhältnis zu diesem Thema hat. »Wissenschaftlich seriös scheint es nicht zu sein, sich psychologisch mit Dingen zu befassen, denn in der allgemein für maßgeblich gehaltenen psychologischen Literatur findet sich davon keine Spur«, schreibt der deutsche Psychologieprofessor Friedrich Wolfram Heubach 1987 in seinem Buch *Das bedingte Leben*.

In der Tat liegen über das Verhältnis von Mensch und Ding weniger Arbeiten vor als beispielsweise über zwischenmenschliche Beziehungen. Aber über die Jahrzehnte ist ein ganzes Spektrum an Theorien und Studien entstanden, die faszinierende Einblicke in das menschliche Seelenleben liefern. Insbesondere in den letzten Jahren scheint diese Forschung dank neuer Ansätze aus so unterschiedlichen Bereichen wie der Evolutionspsychologie, der Verhaltensökonomik, der positiven Psychologie und den *thing studies* (ein bislang noch etwas diffuser Begriff, unter dem in den USA und GB geisteswissenschaftliche Arbeiten zum Thema Dinge zusammengefasst werden) neuen Auftrieb erhalten zu haben.

Das verstärkte Interesse mag auch mit den Herausforderungen der modernen Konsumwelt zusammenhängen. Wir haben heute mehr Besitztümer als frühere Generationen. Gleichzeitig scheint unsere Beziehung zu Dingen immer oberflächlicher zu werden. Während in den Wohnungen unserer Großeltern noch Möbelstücke standen, die selbst gemacht oder von Handwerkern als Unikate gefertigt waren, umgeben wir uns heute mit Regalen und Betten, die auch Millionen anderer Menschen besitzen. »Anschaffungen fürs Leben« und Erbstücke sind Dingen gewichen, die den Besitzern nur ein paar Jahre dienen. Handys und Computer

werden im Jahrestakt aussortiert, und die Modeindustrie vermittelt den Eindruck, man müsse seinen Stil jede Saison komplett ändern.

Wir sind einem eigentümlichen Paradox ausgesetzt. In der modernen westlichen Welt gilt Individualität als eines der höchsten Güter. Merkwürdigerweise scheinen ausgerechnet Konsumgüter immer wichtiger zu werden, um der Besonderheit eines Menschen Ausdruck zu verleihen; Individualität durch Massenware sozusagen. Die Anstrengungen der Industrie, personalisierte Versionen von Produkten anzubieten, Handys in verschiedenen Farben, Autos, deren Spezifikationen man selbst bestimmen kann, können die Widersprüchlichkeit dieses Mottos nur ansatzweise verdecken.

Manche Menschen wenden sich ganz von materiellen Dingen ab und entscheiden sich für ein asketisches Leben. Eine andere, weniger radikale, aber mindestens genauso fruchtbare Möglichkeit besteht darin, sich mit den Dingen in seiner Umgebung zu befassen. Dazu will das vorliegende Buch – auf leichte und unterhaltsame Weise – anregen. Die folgenden neun Kapitel bieten einen umfassenden Überblick über wichtige psychologische Arbeiten zur Beziehung zwischen Mensch und Besitz. Weil diese einen ganz unterschiedlichen theoretischen Hintergrund haben, wird eine solche Untersuchung ganz automatisch zu einem Spaziergang durch verschiedene psychologische »Schulen« (mit Abstechern auf interessante Pfade verwandter Wissenschaften wie Anthropologie, Soziologie und Neurowissenschaften). Daneben erzähle ich von Begegnungen mit Menschen mit einer ganz besonderen persönlichen Geschichte. Eine Journalistin beispielsweise berichtet, wie es war, als ihr Umzugscontainer bei der Überquerung des Indischen Ozeans voll Wasser lief. Ein Mönch spricht über das Spannungsverhältnis zwischen

Warum die Beziehung zu Dingen so faszinierend ist

Armutsgelot und dem Bedürfnis, sich mit privaten Dingen zu umgeben. Ehemalige Obdachlose erzählen über die Bedeutung von Lieblingsdingen in ihrem Leben. Obwohl es sich bei diesem Buch nicht um einen Ratgeber handelt, enthält es auch spielerische Übungen und Tipps, die verstehen helfen, warum man einen angenagten Plüschhund liebt oder sich nicht von dem schrecklichen Hirschgeweih, das im Hobbykeller hängt, trennen kann.

KAPITEL 1

»Alles weg« und andere Katastrophen

Einer der wichtigsten Gegenstände in der Wohnung des Filmemachers Robert Wiezorek ist eine Muschel, die auf dem Sekretär in seinem Home-Office liegt. Sie ist glatt, gesprenkelt, etwa so groß wie die Hand eines Babys und rauscht leise, wenn man sie ans Ohr hält. Ein typisches Souvenir, wie es Millionen von Menschen jedes Jahr aus dem Urlaub mitbringen. Wiezoreks Urgroßvater hat sie an der Ostsee gekauft – um 1880 muss das gewesen sein – und sie dann an seine Tochter, Wiezoreks Mutter, weitergegeben. Die wiederum hat sie ihrem Sohn vermacht, als der zum Studium nach Köln zog. Für Wiezorek ist sie Glücksbringer, Band zwischen den Generationen – und Erinnerung an ein Ereignis, das sein Leben völlig auf den Kopf gestellt hat.

Das Unglück kündigte sich mit einem unheimlichen Knacken und Knirschen an. Die Bauarbeiter, die in einer 25 Meter tiefen Baugrube am Kölner Waidmarkt arbeiteten, hörten es, ebenso wie die Lehrer und Schüler im nahe gelegenen Gymnasium und die Mitarbeiter im historischen Stadtarchiv. Die Geräusche waren so laut, dass verschreckte Menschen aus den Gebäuden liefen. Als die Arbeiter sahen, wie sich die Grube plötzlich mit Wasser, Schlamm und Geröll füllte, machten auch sie, dass sie so schnell wie möglich

an die Erdoberfläche kamen. Dann ging alles ganz schnell: Ein Teil des Bürgersteiges sackte weg. Das siebenstöckige Archiv neigte sich nach vorne, stürzte in sich zusammen und riss einen Krater, in dem auch Teile der benachbarten Häuser verschwanden. Eine riesige Staubwolke legte sich über das Viertel. Kurz darauf lösten Polizei und Feuerwehr Großalarm aus und rückten mit einer Armada von Kranken- und Feuerwehrwagen an.

Robert Wiezorek bekam von der ganzen Aufregung zunächst nichts mit. Für einen beruflichen Termin war er an diesem Dienstag Anfang März 2009 nach Hamm gefahren. Seine Wohnung in der Severinstraße 232, direkt neben dem Stadtarchiv, hatte er bereits morgens verlassen. Als er sein Handy wieder anschaltete, fand er in seiner Mailbox 17 neue Nachrichten. Besorgte Freunde wollten wissen, ob er unversehrt geblieben war. Unversehrt von was, fragte er sich. Dann rief seine Mutter an und erzählte, was sich im Severinsviertel ereignet hatte.

Zurück in Köln begab sich Wiezorek in die improvisierte Notfallzentrale, ein Zelt des Roten Kreuzes, das die Rettungskräfte aufgestellt hatten. Dort fand er zahlreiche seiner geschockten Nachbarn vor. Mehr als hundert Anwohner hatten ihre Wohnungen verlassen müssen. Die Unglücksstelle war mittlerweile weiträumig abgesperrt. Abends überredete er einen Feuerwehrmann, mit ihm zum Rand des riesigen Kraters zu gehen, in dem das Stadtarchiv versunken war. Von dort aus hatte er einen guten Blick auf das Haus, in dem er seit sieben Jahren lebte. Eine Außenwand des Gebäudes war komplett eingestürzt. Wie in ein Puppenhaus konnte er von außen in die Wohnungen hineinschauen, auch in seine eigene im dritten Stock. Er sah die Regale mit seinen geliebten Büchern, Möbel, Lampen, die Bilder an den Wänden.

Noch ein gutes Jahr später kann sich der Mittdreißiger genau an diese Minuten erinnern. Wir sitzen im Kölner Café Lichtenberg, wo wir uns zu einem Gespräch über die dramatischen Ereignisse verabredet haben. Hier treffen sich lässig gekleidete Großstädter, um einen Cappuccino zu trinken. Mit seinem Hemd in modischem Rosé, der prägnanten Brille und der edlen Armbanduhr passt Wiezorek gut hierher – was nicht heißen soll, das er irgendwie oberflächlich wirkte. Sein Gesicht ist sensibel, nachdenklich und verrät nur manchmal seine Emotionen. Als Filmregisseur ist er es gewohnt, Menschen und ihre Innenwelten genau zu beleuchten. Sein Kurzfilm *Dienstag* über das einsame Leben eines älteren Ehepaares wurde vor einigen Jahren beim Filmfestival München ausgezeichnet.

Auch seine eigenen Erfahrungen scheint Wiezorek fast wie ein Außenstehender zu sezieren. Detailliert beschreibt er, was in ihm vorging, als er am Unglückstag abends am Rande des Kraters stand: »Es war irgendwie unwirklich. Meine Sachen waren alle noch da. Ich konnte sie sehen, aber ich kam nicht an sie heran, als wären sie in einer Zeitkapsel eingeschlossen.« Er sei ein häuslicher Mensch, sagt er, der sich gerne schön einrichtet und sich am liebsten mit ausgewählten Einzelstücken umgibt. »Mir kam es vor, als wäre mir mein Nest, meine Schutzhülle weggezogen. Ich fühlte mich verletzlich, irgendwie nackt. Es war ein sehr emotionaler Moment.«

Doch der größte Schock stand ihm erst noch bevor. Am nächsten Tag wurde klar, das Wohnhaus musste abgerissen werden – ohne dass man den Besitz der Bewohner würde bergen können. Wiezoreks Hoffnung, sein Hausstand ließe sich schon irgendwie aus dem einsturzgefährdeten Gebäude herauschaffen, zerplatzte wie eine Seifenblase. In der Wohnung einer Freundin, bei der er untergekommen war, holte

ihn die Verzweiflung ein. Er dachte an die Mutter, die tief traurig war, weil die Muschel, die schon so lange zur Familie gehörte, nun in einem Berg von Abbruchschutt verschwinden würde. Er dachte an die vielen hundert Bücher, die er mit Anmerkungen versehen hatte, und an die Rollen mit seinen Filmen, Ausdruck seiner kreativen Arbeit, in denen so viel Zeit, Energie und persönliche Erfahrungen steckten. »Es kam mir vor, als würde mit diesen Dingen auch ein Teil meiner Person untergehen.«

Dann nahmen die Ereignisse eine weitere dramatische Wende. Man entschied: Ein einzelner Feuerwehrmann sollte das einsturzgefährdete Haus ein letztes Mal betreten und aus jeder Wohnung die wichtigsten Dinge bergen. Wiezorek wurde mitten in der Nacht aus dem Bett geklingelt und an den Unglücksort gebeten. Eine Stunde hatte er Zeit, um eine Liste mit zu bergenden Sachen («Umfang circa zwei Einkaufswagen») sowie eine Skizze mit den Standorten anzufertigen. Er brauchte nicht lange zu überlegen. Seit er drei Tage zuvor an der Einsturzstelle gestanden hatte, waren seine Gedanken nur um die eine Frage gekreist: »Welche Dinge werde ich am meisten vermissen?« Dazu gehörten natürlich die Filmrollen und andere berufliche Dinge. Aber auch Persönliches listete er auf: eine Armbanduhr, die er von Vater geschenkt bekommen hatte, einen kleinen Hund, der sein erstes Stofftier gewesen war, und natürlich die Muschel, seinen Glücksbringer, die auch für die Mutter so wichtig war.

Dann stand er gemeinsam mit den Nachbarn Stunde um Stunde im nächtlichen Regen und sah zu, wie der Feuerwehrmann mit einer Drehleiter immer wieder nach oben gefahren wurde. In mehreren Touren holte er auch Wiezoreks Sachen. Die Zeit sei knapp gewesen, erinnert sich der Regisseur, denn man befürchtete, dass die Statik des Hauses

bald nachgeben würde. Die Aufregung dieser Nacht scheint nun doch durch; mittlerweile hat seine Stimme eine deutlich emotionalere Färbung angenommen. Besonders eine Szene ist ihm im Gedächtnis geblieben. »Bevor der Rettungsmann zur nächsten Wohnung wechselte«, erzählt er, »ließ er mich den letzten Karton kontrollieren, ob nun alles zusammen war. Ich sah sofort: Die Muschel ist nicht dabei. Da zog der Feuerwehrmann sie aus der Tasche seiner Schutzweste, wo er sie sicher untergebracht hatte. Das war ein wahnsinniger Moment!«

Bei einer zweiten Rettungsaktion konnten noch weitere Dinge geborgen werden, so auch eine kleine Kommode, ein Erbstück von seinen Ururgroßeltern aus Königsberg, an dem Wiezorek sehr hängt. Die meisten seiner Sachen gingen aber mit dem Abbruch des Hauses ein paar Tage später endgültig verloren. Neben den Büchern trauert er vor allem um Kindheitsmemorabilien: »Auf meine Rettungsliste habe ich außer den Arbeitssachen vor allem Dinge gesetzt, die für die Familie von Bedeutung sind, Erbstücke, Geschenke, die ich von den Eltern und von Verwandten bekam. Im Nachhinein wäre ich froh, ich hätte mehr Sachen aus meiner eigenen individuellen Geschichte.«

Unfreiwilliger Verlust und seine Folgen

Wie Robert Wiezorek ergeht es vielen Menschen, die Besitzer plötzlich und unerwartet verlieren. Auf einmal schaut man seine Sachen mit ganz anderen Augen an. Im Alltag nehmen wir sie meist als selbstverständlich hin: Über den Sessel, auf dem wir abends so gerne sitzen, die Fotografien

auf der Kommode oder die Bücher in den Schränken denken wir nicht viel nach. Klar, man verwendet eine Menge Zeit darauf, nach schicken Kleidern zu suchen oder das optimale Handy auszuwählen. Man stöhnt auch darüber, dass die Schränke überquellen und man es nicht schafft, alte oder ungenützte Sachen wegzugeben. Doch im Vergleich zu existenziellen Themen wie Liebe, Beruf, Krankheit oder Kinderkriegen scheinen unsere Habseligkeiten keines tiefer gehenden Gedankens würdig zu sein.

Erst wenn die eigenen Sachen zerstört oder gestohlen werden, merkt man, wie sehr man an ihnen hängt und wie wichtig sie für unser Wohlbefinden und Selbstbild sind. Sicherlich ist materieller Verlust nicht mit dem Trauma zu vergleichen, das Menschen erleiden können, wenn sie in Lebensgefahr geraten oder eine geliebte Person unerwartet stirbt. Doch lieb gewonnene Sachen zu verlieren, kann eine äußerst schmerzliche Erfahrung sein und zu einer ernsthaften Sinn- und Identitätskrise führen.

Wissenschaftler haben genau untersucht, welche psychologischen Folgen der unfreiwillige Verlust von Dingen mit sich bringt. Interviews mit Menschen wie Robert Wieszorek, denen Besitztümer auf dramatische Weise abhandengekommen sind, sei es bei Naturkatastrophen, Bränden oder Einbrüchen, zeigen, wie gravierend solche Erfahrungen sind. Zwar sind verheerende Naturkatastrophen in Deutschland im Vergleich zu anderen Erdregionen relativ selten. Dennoch verlieren auch hierzulande immer wieder viele tausend Menschen auf diese Weise Heim und Besitz. Dabei handelt es sich dann meist um Stürme (z. B. »Kyrill« im Jahr 2007) oder Überschwemmungen (wie die Rheinhochwasser von 1993 und 1995 oder die »Jahrhundertfluten« an Oder 1997 und Elbe 2002 und 2006), aber auch um

Lawinen, Erdbeben und Erdbeben. Dazu kommen Brände (ca. 180 000 pro Jahr) und Diebstähle: Laut polizeilicher Kriminalstatistik wurden 2009 in Deutschland mehr als 113 000 private Wohnungen und Häuser von Einbrechern besucht, gut 40 000 Autos und 145 000 Fahrräder gestohlen sowie 92 500 Taschendiebstähle verübt. Das sind mehr als 1000 Eigentumsdelikte pro Tag.

Die potenzielle Gefahr eines persönlichen Verlustes ist aber nicht der einzige und noch nicht einmal der hauptsächliche Grund, sich mit den Erfahrungen der Opfer zu befassen. Viel wichtiger ist: Aus den Studien zu Ausnahmesituationen kann man eine Menge über das alltägliche menschliche Verhältnis zu materiellen Objekten lernen. Für jeden, der sich ernsthaft für die Psychologie des Besitzes interessiert, sind diese Untersuchungen eine unbezahlbare Quelle. Denn wie eine Lupe lassen sie einen genauen Blick auf die faszinierende und komplexe Beziehung zwischen Menschen und ihren Dingen zu.

1991 ereignete sich in den kalifornischen Gemeinden Oakland und Berkeley einer der größten Stadtbrände in der Geschichte der USA. Das Desaster begann eher unspektakulär. An einem warmen, windstillen Samstag entwickelte sich aus einem Buschbrand ein Feuer, das auf einer Fläche von fünf Hektar wütete und von den Rettungskräften mit Hilfe von zwölf Löschzügen und ein paar Helikoptern bekämpft wurde. Bis abends um sieben war der Brand gelöscht – dachte man zumindest.

Am Sonntag setzte ein, was man in dieser Gegend *diabolo wind* (Teufelswind) nennt, eine heiße, trockene Brise aus dem Nordosten, die für den Herbst typisch ist. Das Feuer flammte wieder auf. Bei Windböen von bis zu 110 Stundenkilometern breitete es sich in rasender Geschwindigkeit

aus. Die Flammen fraßen sich von Hügel zu Hügel, von Straßenzug zu Straßenzug. Noch bevor die Löschzüge die Brandstelle erreichten, hatte das Feuer ein enormes Ausmaß erreicht. Während herumfliegende Glut und Asche immer neue Brandherde erzeugten, begannen eintreffende Sicherheitskräfte die Gegend zu evakuieren. Polizeiwagen fuhren mit heulenden Sirenen durch die Straßen und warnten die Anwohner über Lautsprecher vor der heran nahenden Gefahr. Hausbesitzer, die gerade noch in ihren Einfahrten gestanden hatten, um das Feuer aus vermeintlich sicherer Entfernung zu beobachten, fingen an Kinder, Haustiere und Gegenstände in ihre Autos zu packen. Die engen Straßen füllten sich schnell mit Fahrzeugen, die im dichten Rauch und zwischen herunterhängenden Stromkabeln nach einem sicheren Fluchtweg suchten. Kollidierte Autos blockierten die Fahrbahnen. Verwirrung und Panik breiteten sich aus.

Die Feuerwehr kämpfte hart darum, dem aggressiven Feuermeer Paroli zu bieten. Doch eine Stellung nach der anderen wurde von den Flammen erfasst. An mehreren Löschplätzen ging das Wasser aus, weil das Feuer die Stromzufuhr zu Pumpstationen zerstört hatte. Doch vor allem die mörderischen Böen erschwerten die Löschmaßnahmen. Dazu trug neben dem Teufelswind auch der in Großfeuern auftretende Kamineffekt bei: Das Feuer produzierte seinen eigenen Wind, was die Flammen zusätzlich anfachte. Auf dem Höhepunkt des Feuersturms wurde alle elf Sekunden ein Haus zerstört. Allein innerhalb der ersten Stunde gingen 800 Gebäude in Flammen auf.

Am Abend ließ der Wind endlich nach, und die Rettungskräfte bekamen die Flammen etwas besser in den Griff. Doch es dauerte zwei weitere Tage, bis das Feuer endgültig unter



Annette Schäfer

Wir sind, was wir haben

Die tiefere Bedeutung der Dinge für unser Leben

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 256 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-421-04493-8

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Was Dinge über ihre Besitzer verraten

Was würden Sie in den Koffer packen, wenn Sie auswandern müssten? Ihr Tagebuch? Die Lieblingsstrickjacke oder die Uhr, die schon der Vater getragen hat? Die Beziehung zu geliebten Objekten durchzieht das gesamte menschliche Leben: vom Schmusetuch eines kleinen Kindes über das sorgsam gepflegte Auto oder die Designerhandtasche bis hin zur Sammlung, die man über Jahre hinweg zusammengetragen hat. Unser Verhältnis zu diesen Dingen berührt zutiefst persönliche Fragen: Identität und Selbstbewusstsein, soziale Zugehörigkeit, die eigene Lebensgeschichte.

Kenntnisreich und unterhaltsam erklärt Annette Schäfer, wie sich die Bedeutung von Habseligkeiten im Laufe des Lebens verändert, was andere aus unseren Besitztümern schließen, woran Frauen hängen und woran Männer, warum wir uns so schwer von Sachen trennen können – und verrät uns dabei eine ganze Menge über uns selbst.